

THERESA RÉVAY  
Der letzte Sommer in Mayfair



GOLDMANN  
Lesen erleben

## *Buch*

England 1911 – eine bewegte Zeit der gesellschaftlichen Umbrüche und sozialen Unruhen. Obwohl die Familie finanzielle Sorgen hat, laden Lord und Lady Rotherfield im vornehmen Londoner Stadtteil Mayfair zum glanzvollen Debütantinnenball für ihre 18-jährige Tochter Victoria. Doch Victorias Einführung in die feine Gesellschaft wird überschattet vom Verschwinden ihrer älteren, impulsiven Schwester Evangeline. Ihr Bruder Julian findet sie schließlich auf einer Polizeiwache, wo sie nach einer Demonstration der Suffragetten für die Rechte der Frauen festgehalten wird. Er missbilligt ihr Verhalten zutiefst, zumal er selbst als Erbe der Dynastie in einem Leben voller Verantwortung und Zwänge gefangen ist. Statt seinen Gefühlen für die junge Journalistin und Fliegerin May Wharton nachgeben zu können, wird er zu einer standesgemäßen Heirat gedrängt. Er fügt sich, beneidet aber klammheimlich seinen jüngeren Bruder Edward, der das genaue Gegenteil von ihm ist, ein charmanter Frauenheld und bekannter Flieger – und bis über beide Ohren in Spielschulden steckt. Nur die Siegerprämie für einen riskanten Wettflug von London nach Sheffield könnte ihn noch retten. Sein größter Rivale bei diesem Rennen ist der Comte Pierre du Forestel, ein verarmter französischer Adelige, von dem wiederum Edwards Schwester Evangeline tief beeindruckt ist.

Und so wird der Tag des Wettflugs zum Schicksalstag für die Rotherfields – und gleichzeitig zum Beginn einer Krise, die nicht nur die Familie Rotherfield, sondern die gesamte englische Gesellschaft in ihren Grundfesten erschüttern wird ...

Der fulminante Roman über das Ende einer Epoche und den Aufbruch in eine neue Zeit, erzählt anhand der Schicksale einer englischen und einer französischen Adelsfamilie. Große Gefühle vor großer historischer Kulisse!

## *Autorin*

Theresa Révay, 1965 in Paris geboren und aufgewachsen, studierte französische Literatur an der Sorbonne. Sie veröffentlichte ihren ersten Roman mit Anfang zwanzig. Danach arbeitete sie viele Jahre als Übersetzerin und Gutachterin für verschiedene französische Verlage. Sie gilt heute als eine der bedeutendsten Autorinnen großer Historienromane in Frankreich.

Von Theresa Révay ist im Goldmann Verlag außerdem lieferbar:

Die weißen Lichter von Paris. Roman (47059)

Der Himmel über den Linden. Roman (47295)

Theresa Révay

---

Der letzte Sommer  
in Mayfair

Roman

Aus dem Französischen  
von Barbara Röhl  
und Monika Köpfer

GOLDMANN

Die französische Originalausgabe  
erschien 2011 unter dem Titel »Dernier été à Mayfair«  
bei Éditions Belfond, Paris.



Verlagsgruppe Random House FSC-DEU-0100  
Das FSC®-zertifizierte Papier *München Super* für dieses Buch  
liefert Arctic Paper Mochenwangen GmbH.

1. Auflage  
Taschenbuchausgabe März 2013  
Wilhelm Goldmann Verlag, München,  
in der Verlagsgruppe Random House GmbH  
Copyright © der Originalausgabe 2011  
by Belfond, un département de Place des Éditeurs  
All rights reserved  
Copyright © der deutschen Ausgabe 2012  
by RM Buch und Medien Vertrieb GmbH  
Umschlaggestaltung: UNO Werbeagentur, München  
Umschlagmotiv: Yolande De Kort/ Trevillion Images;  
BANANA PANCAKE/Alamy  
Th · Herstellung: Str.  
Satz: Buch-Werkstatt GmbH, Bad Aibling  
Druck und Bindung: GGP Media GmbH, Pößneck  
Made in Germany  
ISBN 978-3-442-47841-5

[www.goldmann-verlag.de](http://www.goldmann-verlag.de)

*Für Audrey Lowther  
(Darlington 1907 – London 2006)  
in liebender Erinnerung.*

*Meinem Großonkel Jean Argaud  
(✱ in Lyon 1897, † in der Schlacht an der Marne 1917).  
Freiwilliger Kriegsteilnehmer, Obergefreiter, Pilot beim  
2. Fliegerverband, Staffel 215, gefallen für Frankreich  
beim Absturz seines Flugzeugs am 28. April 1917 im  
Alter von neunzehn Jahren.*

*Für J. de N.  
in Dankbarkeit*



*Things that have been secure for centuries  
are secure no longer.*

The Marquess of Salisbury (1830 – 1903)

*If I should die, think only this of me:  
That there's some corner of a foreign field  
That is forever England.*

Rupert Brooke, The Soldier







# Erster Teil



*England, Rotherfield Hall, Juni 1911*



Wenn Julian von einem seiner Ausritte durch den ausgedehnten Wald zurückkehrte, hielt er sich an der Weggabelung Hadrian's Heart immer rechts. Auch jetzt bog sein Pferd von allein ab und fiel dann in einen beherzten Galopp, wozu die leichte Neigung des Weges einlud. Der junge Mann erreichte das Herz des Anwesens, ohne sich von den zahlreichen Wegen verleiten zu lassen, die in die alte Römerstraße mündeten, die nach London führte und von dort weiter in Richtung Küste, wo man die Schiffe zum Kontinent erreichte.

Er stemmte die Stiefelspitzen fest in die Steigbügel und beugte den Kopf tief über den Hals des Pferdes. Die Mähne wehte ihm ins Gesicht, während er sich lachend bemühte, den Eifer seines Reittiers zu zähmen. Wie konnte man auf ein solches Prachttier nicht stolz sein? Die Kraft und die Großmut seiner Pferde, die Frucht einer sorgfältigen Zucht, wurden während der Parforcejagdsaison allseits bewundert. Mit amüsiertem und zugleich bestimmtem Ton wandte er sich an das Pferd wie an einen hitzigen Freund, doch die zurückgelegten Ohren und das störrische Maul zeigten ihm, dass es seinen eigenen Willen hatte. Zu spät bemerkte Julian den ihm entgegenkommenden Ast. Vergeblich versuchte er, ihm durch eine rasche Drehung des Oberkörpers auszuweichen, sodass die Zweige ihm gegen die Wange peitschten.

Auf dem höchsten Punkt des Hügels angekommen, tauchte der Hengst zwischen den letzten Bäumen hindurch in die offene

Landschaft. Einem weniger geübten Reiter wäre angesichts des heißblütigen Temperaments des Pferdes angst und bang geworden. Julian indes fürchtete sich nicht. Jedenfalls nicht vor seinen Pferden. Er brauchte ein paar Minuten, um es zur Raison zu rufen, und gab ihm, als es endlich stehen blieb, leise vor sich hin pfeifend die Zügel hin. Seine zwei Windhunde brachen aus dem Unterholz hervor und legten sich in der Nähe ins trockene Gras.

Beim Anblick der hügeligen Landschaft mit dem elisabethanischen Herrenhaus, das zwischen Bäumen und heckengesäumten Weiden aufragte, kam Julian ein einzelnes Wort in den Sinn: Harmonie. Nichts störte den Blick. Rotherfield Hall war auf einer grünen Lichtung errichtet worden, und seine hellen, im Laufe der Zeit verwitterten Steinmauern spiegelten sich im Teich wider. Die Veränderungen, die im 18. Jahrhundert vorgenommen worden waren, hatten der Fassade klarere Konturen verliehen und das Renaissancebauwerk vergrößert, ohne seinen Charakter zu verändern. Es hatte sich sein kühnes Wesen und seine Spontaneität bewahrt, die charmante Asymmetrie einer Architektur, die das englische Wesen an sich verkörperte. Die Gärten des Guts waren weit über die Grenzen der Grafschaft hinaus berühmt. Vom sanften Grün der Büsche hoben sich die hellen Stämme der Birken und die rosa und lila Farbtöne der Klematis und Magnolien ab. Julian genoss es, mit den Augen dem Labyrinth der penibel geschnittenen Eibenhecken zu folgen, das seine Urgroßmutter entworfen hatte. Die Rotherfields hatten sich vierhundert Jahre zuvor in diesem Lehen niedergelassen. Ihre Wurzeln reichten weit zurück und waren unverwüstlich. Als Julian die Worte seines Großvaters in den Sinn kamen, lief ihm ein Schauer das Rückgrat hinab. »Unsere Stärke ist das Land, vergiss das nie«, hatte dieser mit eindringlicher Stimme gesagt. Damals hatte dieser Satz für ihn, den jüngeren Sohn, keine Bedeutung gehabt, da er nach dem Erstgeburtsrecht nichts davon erben würde. Der kleine Julian malte sich bereits seine Zukunft aus: Er wollte reisen, denn er teilte den Hang der Briten für Expeditio-

nen in ferne Länder und für exotische Abenteuer. Sein Großvater nahm seinen älteren Bruder Arthur und ihn gern mit, wenn er seine zwölftausend Hektar großen Ländereien bereiste. Die Reise dauerte mehrere Tage und führte sie in verschiedene Grafschaften. Im Laufe der Jahre lernte Julian immer mehr zu lieben und zu schätzen, was ihm von frühester Kindheit an vertraut gewesen war. Die Beständigkeit hatte etwas Gutes. Eine Balance, die ihm zum Anker seines Lebens geworden war.

Der Kragen des weißen Hemdes offen, die Ärmel hochgekrempt, spürte er, wie ihm die Sonne ins Gesicht und auf die Unterarme brannte. Seit einem Monat kletterten die Temperaturen unaufhörlich. Es schien, als sollten die Krönungsfeierlichkeiten von George V. unter einem mediterranen Himmel stattfinden. Kein Lüftchen wehte, nicht einmal die vertraute Salzbrise, die bisweilen von den South Downs heraufstrich. Im Gegenteil, Haus und Park lagen im flimmernden Hitzedunst. In der Ferne machte Julian ein paar menschliche Silhouetten aus. Rotherfield Hall war eine Welt für sich, ein kleiner Kosmos unterschiedlichster Menschen, deren Leben ineinander verwoben waren. Ganze Familien arbeiteten schon seit Generationen auf dem Gut. Julian liebte sein Land und fürchtete es zugleich, weil es ihm Pflichten auferlegte.

Eine weiße Staubwolke erhob sich über der Allee, die zum Herrenhaus führte. Er kniff die Augen vor der grellen Sonne zusammen. Zwischen den Eichen brauste ein Wagen dahin. Auch wenn sein Vater einen Teil der Pferdeställe in eine Garage umgebaut und einen französischen Chauffeur, der zugleich Mechaniker war, eingestellt hatte, waren Automobile in dieser Gegend noch so rar, dass man ihnen neugierig nachblickte. Außerdem hielten sich jetzt, in der Gesellschaftssaison, die meisten Gutsbesitzer in ihren Londoner Residenzen auf. Wer mochte das also sein? Julian, der die Antwort ahnte, nahm die Zügel wieder auf und rief seine Hunde herbei. Sein Pferd setzte sich in schnellem Trab in Bewegung und ließ einen Schwarm himmelblauer

Schmetterlinge auffliegen. *Lysandra bellargus*, dachte Julian – ein in seiner Kindheit wurzelnder Reflex. Damals hatte er davon geträumt, eines Tages Insektenforscher zu werden.

Als er beim Herrenhaus ankam, war der Wagen längst außer Sichtweite. Einzig die Reifenspuren waren noch zu sehen, die er auf der gekiesten Einfahrt hinterlassen hatte und denen ein Gärtner mit einem Rechen zu Leibe rückte. Ein Pferde knecht eilte herbei, um sich um Julians Pferd zu kümmern. Mit seinen Windhunden ihm auf den Fersen betrat Julian energisch das Vestibül. Seine gute Laune war verflogen. Mit großen Schritten durchquerte er den Salon, wo die orientalischen Teppiche das Geräusch seiner Stiefel erstickten. Ein Kammermädchen in seiner Morgenuniform, einem gemusterten Baumwollkleid, sah ihn erschrocken an, als er an ihr vorbeistürmte. Die Tür des kleinen Salons stand offen. Mit gereiztem Ton in der Stimme fragte er eine weitere Hausangestellte, die Blumen in einer Vase arrangierte, ob sie wisse, wo sein Vater sei, doch sie erwiderte, sie habe ihn seit dem Morgengebet in der Kapelle nicht mehr gesehen.

Er ging weiter in Richtung Rauchsalon. Als hätte er nur auf ihn gewartet, stand sein Vater über den Billardtisch gebeugt da. Er liebte es, zu solch ungewöhnlicher Stunde Billard zu spielen. Er behauptete, dass es ihn beruhige.

»Was hatte Manderley hier zu suchen?«, fragte Julian in scharfem Ton.

Lord Rotherfield richtete sich auf. Er vermied es, seinen Sohn anzusehen. »Guten Morgen, Julian. Wenn ich mich richtig erinnere, sind wir uns heute noch nicht begegnet.«

Der Ton seines Vaters verriet Julian, dass er nicht in bester Verfassung war. Sein Eindruck verstärkte sich noch, als er sah, wie dieser sich auf das Queue stützte. Normalerweise unterbrach sein Vater nie eine Partie, auch nicht, wenn er allein spielte.

»Guten Morgen, Papa. Ich habe Manderleys Wagen gesehen. Ich verstehe nicht. Du hast mir doch dein Wort gegeben.«

»Hast du dich beim Rasieren geschnitten?«

Julian fuhr sich mit der Hand an die Wange.

»Ach, das ist nur ein Kratzer. Von einem Zweig.«

»Treibt Samson auf deinen Ausritten immer noch seine Spielchen mit dir?«

»Ich bin nicht gekommen, um mit dir über Samson zu sprechen«, erwiderte Julian aufgebracht. »Warum weichst du meiner Frage aus? Du hast Manderley hergebenen, weil du dich entschlossen hast, Land zu verkaufen, obwohl du mir hoch und heilig versprochen hattest, es nicht zu tun. Ist es nicht so? Sei wenigstens so offen, es zuzugeben!«

Die beiden Männer sahen einander an. Der elegante graue Gehrock mit den Seidenrevers des Vaters stand in krassem Gegensatz zu dem hemdsärmeligen Aufzug seines Sohnes. Doch beide hatten die gleiche schlanke und große Statur, breite Schultern, eine aufrechte Haltung und lange Beine. Ihre ebenmäßigen Züge und ihr unbeirrter Blick spiegelten die Haltung von Männern wider, die in Gesellschaftsspielen genauso gewandt waren wie in Machtspielen.

Lord Rotherfield sah ihn, ohne mit der Wimper zu zucken, an, aber ein ernster Zug lag um seinen Mund. »Ich mag es nicht, dass man in diesem Ton mit mir redet, Julian. Ich erwarte, dass du dich entschuldigst.«

Julian blickte an die Decke. Sein Vater vermittelte ihm mitunter das Gefühl, wie ein kleiner Junge in kurzen Hosen vor ihm zu stehen. »Gut, ich bitte dich um Verzeihung, aber ich habe ein Recht auf eine Erklärung.«

Lord Rotherfield kehrte in den kleinen Salon zurück, und Julian folgte ihm. Sein Vater wies die Hausangestellte an, ihm seinen Kaffee zu bringen, denn er wollte gleich darauf nach London aufbrechen. Das junge Mädchen knickte und schloss die Tür.

»Setz dich doch«, sagte er zu seinem Sohn. »Mir wird schwindelig, wenn du die ganze Zeit vor mir auf und ab läufst.«

Durch das offene Fenster hörte man Vogelgezwitscher und

das Geräusch der Gartenscheren der Gärtner – die beschwingten Laute der warmen Jahreszeit.

»Ich habe eingewilligt, Michael Manderley sechshundert Hektar zu verkaufen; er liegt mir schon seit einem Jahr damit in den Ohren. Der Kaufvertrag wird gerade aufgesetzt. Ich habe meine Meinung geändert, das ist wahr. Aber ich hatte dir nicht mein Wort gegeben.«

»Jedenfalls hast du mir diesen Eindruck vermittelt.«

»Du hast verstanden, was du verstehen *wolltest*, Julian. Ich hätte dich für scharfsichtiger gehalten.«

»Ich kann einfach nicht begreifen, dass dieser Mann der Besitzer von Whitcombe Place werden soll! Wo wir noch nicht einmal wissen, welche Schätze dieses Stück Land birgt. Schließlich liegen uns noch nicht die Ergebnisse der Untersuchungen vor, die die Experten vorgenommen haben.«

»Was hoffst du, dort zu finden? Gold? Oder Öl, um die Autos deiner lieben Mutter damit zu betreiben?«, fragte sein Vater ironisch. »Manderley hat diese Möglichkeit durchaus einkalkuliert. Sein Angebot liegt zehn Prozent über dem Marktpreis. Aber du schätzt ihn nicht, weil er einen Yorkshire-Akzent hat, weil er sein Vermögen in der Schneidwarenindustrie von Sheffield gemacht hat und weil er einen Landsitz braucht, bevor er sich einen Titel kaufen kann ... Doch sein Angebot war so gut, dass ich es einfach nicht ausschlagen konnte.«

»Ich schätze ihn deswegen nicht, weil er den Ruf eines ungehobelten Geschäftemachers hat.«

Sein Vater trat ans Fenster. Er fuhr sich mit der Hand durch das dichte, ungebändigte Haar, eine Geste, die Julian vertraut war. Seine Haut war mit Altersflecken übersät. Julian fiel auf, dass seine Hand zitterte, und das verwirrte ihn. Eine Geste der Ratlosigkeit, in der keinerlei Scham lag. Und obwohl ihn das beunruhigte, ließ er nicht locker.

»Dieser Verkauf ist ein großer Irrtum. Großvater würde sich im Grab umdrehen. Eine Familie braucht ein solides Fundament,



um fortzubestehen, und unser Fundament ist das Land«, sagte er ein wenig großspurig, ehe er verdrossen hinzufügte: »Davon abgesehen ist es ein wunderschönes Haus.«

»Dein Großvater war ein Nostalgiker. Er weigerte sich anzuerkennen, dass das Land nicht länger ein unveränderlicher Besitz ist. Stattdessen zog er es vor, die Uhr im Jahre 1884 anzuhalten, weil für ihn die Ausweitung des Wahlrechts der erste Schritt hin zum Untergang unseres Landes war. Aber die Welt entwickelt sich weiter. Allmählich frage ich mich, was aus unseresgleichen werden soll ...«

Damit spielte Lord Rotherfield auf die Bestrebungen David Lloyd Georges an, den er als seinen Erzfeind betrachtete und gegen den er einen erbitterten Kampf führte. Der aus Wales stammende Schatzkanzler war ein brillanter Redner und fest entschlossen, das Ende des Adelsstandes zu besiegeln, einer Klasse, die ihm verhasst war. Als er vor zwei Jahren seinen Haushalt präsentierte, wedelte er gleich mit mehreren roten Tüchern vor den Nasen der Grundbesitzer: Er hatte vor, die Abgaben auf Alkohol, Tabak, Motoren und Benzin ebenso zu erhöhen wie die Steuern auf Einkünfte aus Grundbesitz und Liegenschaften sowie die Erbschaftssteuern. »Steuern auf meinen Leichnam!«, hatte bereits der alte Earl of Rotherfield bei deren Einführung ein paar Jahre zuvor gesagt, um kurz darauf am selben Tag wie Königin Victoria das Zeitliche zu segnen. Sodass sich seine Enkel und Hausangestellten in dem Gefühl sonnten, als würde das ganze britische Empire und somit ein Viertel der Weltbevölkerung Trauer für ihn tragen. Den Adligen indes ging es an die Gurgel. »Und das alles, um die allgemeine Rentenversicherung zu finanzieren!«, riefen sie mit ersticker Stimme aus. Zum ersten Mal in ihrer Geschichte hatte das Oberhaus den Haushalt der Regierung abgelehnt und somit das Kriegsbeil ausgegraben. Mit den nächsten Wahlen änderte sich jedoch das Kräfteverhältnis. Der Premierminister wollte dem Oberhaus mithilfe eines neuen Gesetzes künftig einen Maulkorb anlegen. Diesem *Parliament Act* zufolge

sollten die Lords nicht mehr das Recht haben, einen Haushalt abzulehnen, den das Unterhaus verabschiedet hatte, oder qua ihres Vetorechts die Entscheidung hinauszuzögern. »Das ist eine Revolution!«, hatte Julians Vater in Westminster verkündet. »Man will uns unseres uralten Rechts berauben. Und dann verlangt man auch noch, dass wir mit unserer eigenen Stimme unseren kollektiven Selbstmord besiegeln!«

Lord Rotherfield war kein bornierter Reaktionär. Er war sogar einer der wenigen unter den Konservativen gewesen, der den Krieg gegen die Buren in Südafrika angeprangert hatte. Woraufhin ihm im Carlton Club einige seiner Freunde den Rücken gekehrt hatten. Dennoch war er überzeugt, dass die Aristokratie dem Land mehr nutzte als schadete und für dessen Entwicklung unverzichtbar war.

Julian waren die aufgeladenen politischen Spannungen, die seit Monaten das Land erregten, nicht fremd. Er selbst war Mitglied des Unterhauses, eine Station, die jeder Erbe, der eines Tages unter den Lords im Oberhaus Platz nehmen wollte, einmal durchlaufen musste. Obwohl er auf Anhieb gewählt worden war, war sein Wahlergebnis nicht annähernd so glänzend gewesen wie das seiner Vorgänger aus seiner Familie. Das Vertrauen gegenüber dem Viscount Bradbourne – so lautete Julians Adelstitel – war zwar an den Urnen erneuert worden, aber zum ersten Mal war es dem Rotherfield'schen Erben nicht blind ausgesprochen worden.

Stevens, der Butler, betrat hinter einem jungen Diener mit einer silbernen Kaffeekanne in der Hand den Salon.

»Mr Johnson ist angekommen, Eure Lordschaft.«

»Wer? Ach ja, den hatte ich ganz vergessen. Der große Inspekteur!«, sagte Lord Rotherfield spöttisch. »Lassen Sie ihn auf keinen Fall allein. Diesem Besessenen traue ich nicht über den Weg. Barstow soll ihm bloß nicht von der Seite weichen!« Mit Letzterem meinte er den Gutsverwalter.

Julian stellte seine Tasse zurück. Der Kaffee war ihm wie immer nicht stark genug.

»Und wer ist das?«

»Du weißt doch, dass der Waliser eine umfassende Neubewertung der Liegenschaften verlangt hat. Aber das sind wir ja gewohnt, nicht wahr? William der Eroberer hat mit seinem *Domesday Book* einen Präzedenzfall geschaffen. Auch er hat die Zählung der Morgen einschließlich des letzten Stück Viehs angeordnet, um berechnen zu können, um wie viel er die Steuern erhöhen muss ... Ich sollte Barstow vielleicht sagen, er soll ihm die Aufstellung auf Latein geben.«

Auch wenn er sich zu einem Scherz hatte hinreißen lassen, war Lord Rotherfield nach wie vor irritiert. Er schätzte es gar nicht, dass Julian von ihm verlangt hatte, sich zu rechtfertigen, aber seit den Hänseleien, die er in den Internatsjahren erlebt hatte und deren er sich noch schmerzhaft erinnerte, auch wenn es ein halbes Jahrhundert her war, hatte er gelernt, sich in Schweigen zu üben. Das Schweigen war eine wirksame Waffe. Sie erlaubte es einem, den Gesprächspartner im Ungewissen darüber zu lassen, ob es eher der Verachtung oder Gleichgültigkeit geschuldet war. Im Übrigen ließ sie einen selbst ein wenig gleichgültiger werden. Dachte Julian etwa, er würde sich leichten Herzens von einem Teil ihres Besitzes trennen? Wusste er nicht, dass sein Hauptanliegen war, das Familienerbe – das Land, die Pachteinnahmen, die Kohlevorkommen in Yorkshire, die Londoner Immobilien, seine Aktien, seine Kunstsammlung – möglichst unversehrt an ihn zu übergeben? Oder am liebsten in einem besseren Zustand, als er es übernommen hatte? Doch seit nunmehr dreißig Jahren war genau dies zu einem Ding der Unmöglichkeit für Familien wie die ihre geworden, die die Fortsetzung der Generationenkette als ihre höchste Pflicht ansahen – die Lebenden reichten nicht nur ihren Vorfahren die Hand, sondern auch ihren Nachkommen, die noch nicht einmal geboren waren. Und genau das beunruhigte seine Frau: Mit seinen achtundzwanzig Jahren schien es Julian mit dem Heiraten noch immer nicht eilig zu haben.

»Es gibt andere Mittel, um an Geld zu kommen«, sagte Julian mit bockiger Miene. »Zum Beispiel, indem man anfängt zu sparen. Der Ball für Victoria wird ein Vermögen kosten. Man hätte auch ein weniger prunkvolles Fest organisieren können. Wir sollten diesem mondänen Affentheater nicht mehr so viel Bedeutung beimessen.«

»Du machst wohl Witze?«, erwiderte sein Vater empört. »Deine Schwestern haben beide ein Recht, auf würdige Weise in die Gesellschaft eingeführt zu werden. Was hättest du denn lieber? Ein Gartenfest mit Kresse-Sandwiches? Vicky würde uns die Augen auskratzen, wenn wir ihr damit kämen. Selbst Evie hätte das nicht verstanden, die einen Anspruch darauf hatte, dass wir alles uns Mögliche tun.«

»Und was macht sie jetzt daraus ...?«, erwiderte Julian missmutig.

»Ich wusste nicht, dass du so kleinlich bist, Julian«, sagte Lord Rotherfield empört. »Glücklicherweise sind wir noch in der Lage, unseren Stand zu wahren! Manchmal verstehe ich dich nicht, Julian. Woher hast du bloß diese hirnrissigen Ideen? Ich wage nicht, mir vorzustellen, was deine Mutter sagen würde, wenn sie dich so reden hörte.«

»Mama wäre wütend, wenn ihr eine Gelegenheit entginge, ihre Prunksucht zur Schau zu stellen. Sie war schon immer deine Achillesferse. Wenn es darum geht, ihre Wünsche zu erfüllen, hast du noch nie irgendwelche Kosten gescheut.«

Julian war verbittert. Er hob den Blick zu ihrem Porträt. Venetia, Lady Rotherfield, war eines der beliebtesten Modelle von John Singer Sargent gewesen, dem Porträtmaler, den die Adligen beweihräucherten. Seine Mutter war eine der wenigen gewesen, die er um die Erlaubnis gebeten hatte, sie zu malen. Damals war sie gerade einmal achtzehn und frisch verheiratet gewesen. In einem feinen Abendkleid und mit zerzausten blonden Haaren lag sie in herrlich aufreizender Pose auf einer Chaiselongue. Ein einzelner roter Schuh mit hohem Absatz, der auf dem Tep-

pich verloren wirkte, erinnerte an die epikureische Sorglosigkeit eines Fragonard. Sargent war bekannt für seine Schamlosigkeit und seine Kunst, das zwischen schimmerndem Taft und Seide verborgene Temperament seiner Modelle zu entblößen. Nicht wenige fürchteten diese Scharfsicht. Julian zweifelte nicht daran, dass beide die Sitzungen genossen hatten. Seine Mutter und der Maler teilten ein gewisses Maß an Unverfrorenheit.

Mochte sich sein Vater auch noch so gegen den Vorwurf verwahren, zu nachgiebig zu sein, ließ er ihr alle Launen durchgehen. Als wäre er nie aus dem Staunen darüber herausgekommen, dass sie seinen Heiratsantrag angenommen hatte. Ihn, den Erben einer von Pflichten eingeeengten alten Adelsfamilie, die Tradition und Beständigkeit hochhielt, während sie einer jener schillernenden, freigeistigen und liberalen Familien entstammte, deren Mitglieder sich durch sprachliche Brillanz, persönliche Ausstrahlung und Originalität auszeichneten. Man konnte nicht mit ihr zusammenleben und sich ihrer starken Persönlichkeit entziehen. Diese spiegelte sich auch in ihren Wohnsitzen wider. Sie liebte Pastellfarben, den französischen Stil des 18. Jahrhunderts, kostbaren japanisch inspirierten Nippes. Erstickenden viktorianischen Dekor – schwere Vorhänge, Spitzen oder wuchtige Polstermöbel – suchte man in ihren Räumen hingegen vergebens. Sowohl in Rotherfield Hall als auch in ihrem Londoner Haus am Berkeley Square oder in ihrem Schloss im palladianischen Stil, das sie von ihren Eltern geerbt hatte. Lady Rotherfield umgab sich mit einer Gruppe von Freunden, die mit ihrer Schlagfertigkeit und ästhetischem Feingefühl zwanzig Jahre zuvor auf revolutionäre Weise die High Society geprägt hatte. Sie gehörte jener Handvoll Frauen an, die kraft ihrer Anmut und Herkunft, ihrer Schönheit und Intelligenz ihre Umgebung in ihren Bann zogen. Doch Julian hatte einen kritischeren Blick auf seine Mutter und ihren Hofstaat. Unter der geistreich launigen Oberfläche der Lady Rotherfield verbarg sich ein eiserner Wille. Oder, um es deutlicher zu sagen, seine Mutter war eine gefährliche, machtbesessene Frau.

Lord Rotherfield war der finstere Gesichtsausdruck seines Sohnes nicht entgangen. Inzwischen schien Julian eher irritiert denn traurig. Meistens waren seine Launen nichts weiter als ein vorübergehendes Gewitter, aber Venetia beunruhigten sie; sie behauptete, darin die Anzeichen einer Melancholie zu erkennen, die in ihrer Familie beträchtliche Schäden angerichtet hatte. Die Beziehung Julians zu seiner Mutter war von jeher heikel. Sie waren von ihrem Temperament her einfach zu verschieden. Von Kindesbeinen an verhielt er sich ihr gegenüber zurückhaltend, während Venetia von den Männern, ihren Söhnen eingeschlossen, uneingeschränkten Zuspruch erwartete.

»Gehe ich also recht in der Annahme, dass ich dich in keiner Weise mehr umstimmen kann?«, sagte Julian nach längerem Schweigen.

»Es wäre ohnehin zu spät. In wenigen Stunden beginnt Vicky's Ball. Willst du mit mir zusammen den Zug nehmen?«

»Papa, du bringst mich noch zur Verzweiflung! Seit Wochen gehst du jedem Gespräch über Michael Manderley aus dem Weg. Ich wette, du hast ihn sogar zu dem Ball heute Abend eingeladen.«

»Natürlich.«

»Ich würde mich schämen, diesen Mann unter meinem Dach zu empfangen! Der Gedanke, dass er uns benutzt, um gesellschaftlich aufzusteigen, macht mich verrückt.«

»Er ist nicht schlechter als manch anderer. Du bist ungerecht, Julian. Du trittst allgemeingültige Umgangsformen mit Füßen, indem du dich weigerst, Menschen aus bescheidenen Verhältnissen bei uns zu empfangen, nur weil sie ein Vermögen gemacht haben. Wenigstens solltest du seine Verdienste anerkennen.«

»Ich wüsste nicht, welche Verdienste jemand wie er haben sollte.«

»Er hat es mit Ausdauer und Fleiß zu etwas gebracht.«

»Er ist ein Mann des Geldes. Seine einzige Qualität besteht da-

rin, dass er rechnen kann. Ich für meinen Teil zweifle an seiner Redlichkeit.«

»Allmählich kommt mir der Verdacht, dass zwischen euch beiden eine persönliche Sache steht. Muss ich mir langsam Sorgen machen?«

Julian wusste selbst nicht, woher diese instinktive Antipathie gegenüber Michael Manderley rührte. Er war ihm ein paar Mal in Westminster über den Weg gelaufen. Offenbar hatte dieser Mann freundschaftliche Bande mit gewissen Parlamentariern geknüpft. Wenn er wenigstens unsympathisch ausgesehen hätte oder dickleibig gewesen wäre, sodass selbst der beste Schneider aus der Savile Road sein körperliches Manko nicht hätte verhüllen können. Aber nein, Manderley besaß die Figur und Haltung eines Gentleman, der er nicht war. Obgleich nur mittelgroß, war er von schlanker Gestalt und hatte eine aufrechte Haltung. Man konnte ihm allenfalls den absurden Siegelring an seinem Finger vorwerfen, ein Schmuckstück, das von schlechtem Geschmack zeugte und das er, wenn er mit einem sprach, auf irritierende Weise hin und her drehte. Julian hielt ihn für selbstgefällig und zu gerissen, um aufrichtig zu sein, aber er beneidete ihn um seine Selbstsicherheit, an der es ihm mitunter fehlte.

Lord Rotherfield warf einen Blick auf den Poststapel, der ihm gebracht wurde, und legte die Briefe auf den Tisch.

»Du begreifst unsere Situation nicht«, sagte er in sachlichem Ton. »Die Preise für landwirtschaftliche Produkte fallen unentwegt, die Pachteinnahmen verringern sich zusehends, und Grund und Boden sind immer weniger wert. Aber die Kosten für die Ländereien, die werden nicht weniger. Die Steuerlast erdrückt uns schier. Ich musste Schulden aufnehmen, um das Erbe meines Großvaters antreten zu können. Das ist doch der Gipfel, nicht wahr? Unsere Lebenshaltungskosten sind hoch. Manchmal beneide ich Männer wie Manderley, die Geld machen können, ohne all diese Lasten schultern zu müssen. Ich kann nichts Verwerfliches darin sehen, Handel zu betreiben, wenn einem die

Einnahmen daraus erlauben, das Dach zu reparieren oder die verdammtten Badezimmer einbauen zu lassen, die deine Schwestern meinen haben zu müssen! An dem Tag, an dem du meinen Platz einnimmst, wirst du begreifen, was das heißt. Bis dahin erspare mir bitte deine unangebrachten Belehrungen.«

Mit einem Mal überkam Julian ein Anflug von Mitleid. Sein Vater verfügte über einen liebenswerten Charakter; er war immer aufmerksam seinen Kindern gegenüber gewesen. Oft hatte er einen Blick ins Kinderzimmer geworfen, in Nanny Flanders' Reich. Nie musste er die Stimme erheben, um Autorität auszuüben, wengleich er nicht zögerte, seine Kinder von Fall zu Fall in ihre Schranken zu weisen. Lord Rotherfield war durchaus der viktorianischen Erziehung verpflichtet, die auf der anglikanischen Vorstellung gründete, dass die durch die Erbsünde belastete Seele eines Kindes nur durch eine gewisse Strenge gerettet werden konnte. Im Laufe der Jahre war es Julian gelungen, jenes höfliche Verhältnis mit ihm zu knüpfen, wie man es von zwei Männern von Welt erwarten durfte. Er hatte sich bemüht, diesen delikatesten aller Modi Vivendi für sich zu erreichen, nämlich den eines Kindes zu seinen Eltern, und war froh, die richtige Balance gefunden zu haben. Erleichtert nahm er jetzt zur Kenntnis, dass sein Vater wieder seine gewohnt unerschütterliche Miene zeigte. Julian erinnerte sich nicht gern an die wenigen Gelegenheiten, bei denen er sich einen Gefühlsausbruch erlaubt hatte.

»Ich würde dich also bitten, Michael Manderley heute Abend mit der gebührenden Höflichkeit zu empfangen.«

»Das bringe ich nicht fertig.«

»Es ist deine Pflicht, Julian«, entgegnete sein Vater ärgerlich. »Die Verantwortung, die uns obliegt, ist nicht immer angenehm. Doch in diesem Geiste haben wir dich erzogen.«

»Ach, jetzt ist es heraus!«, sagte Julian in ironischem Ton und stand auf. »Aber darf ich dich daran erinnern, dass mir die Rolle des Erben aus Mangel an Alternativen zugefallen ist?«

Er sah seinen Vater herausfordernd an, bis dieser schließlich



seinen Blick senkte. Das war Julians liebste Waffe. Die Erinnerung an eine Szene, die sich für immer in ihrer beider Gedächtnis eingebrannt hatte. An den Herbsttag, als ein erzwungener Schwur gefallen war, während sich Arthurs Blut über den feuchten Waldboden von Rotherfield Hall ergossen hatte. Zufrieden, das letzte Wort zu behalten, verließ Julian den Salon. Der Tag hatte schlecht begonnen. Er ahnte noch nicht, dass dies wirklich erst der Anfang war.



Als sein Kammerdiener die Tür öffnete, hörte Julian die gedämpften Klänge des Orchesters, das die Instrumente stimmte. Der Boden unter seinen Füßen vibrierte, als drohte ein Stück Mauer einzustürzen. Im Haus am Berkeley Square war die aufgeregte Stimmung beinahe körperlich zu spüren, die dieser Tage in London herrschte. Abgesehen von der bevorstehenden Krönung, wartete dieser vom Wetter begünstigte Sommer mit einer Reihe weiterer Empfänge auf. Das der *Times* beigefügte Veranstaltungsprogramm, das vor jeder Gesellschaftssaison veröffentlicht wurde und die Orte und Termine der verschiedenen Festlichkeiten bekanntgab, war diesmal besonders schwer verdaulich. Julian stieß einen Seufzer aus. Und das ihm, der am liebsten Stille um sich hatte.

Er schlüpfte in den Frack, den ihm sein Kammerdiener hinhielt, und hob dann das Kinn, damit dieser den Sitz der Fliege überprüfen konnte. Ridley wischte ein unsichtbares Staubkorn von seinem Ärmel, dann griff er nach einer Bürste, um Jagd auf Knitterfalten und Hundehaare zu machen. Im Mittelalter hatten sich die Ritter mit der gleichen Sorgfalt für ein Turnier gerüstet. Während Julian versuchte, mit einem Finger seinen Kragen zu lockern, der ihm die Luft abschnitt, dachte er, dass ein Kettenhemd gar nicht so schlecht wäre, um all den Müttern gegenüberzutreten, die eine geeignete Partie für ihre Tochter suchten und ihn ins Visier genommen hatten. Doch er verzichtete darauf, einen Witz darüber zu machen, da Ridley die Anklei-

dezeremonie nicht auf die leichte Schulter nahm. Wenn Julian es mit seiner Ironie mal wieder übertrieb, schien Ridley geradezu verletzt. Wobei man sich fragen musste, ob die Sitten und Bräuche der High Society entstanden waren, um das Leben der Herrschaft möglichst angenehm zu gestalten oder aber um das Bedürfnis nach Disziplin und Ordnung ihrer Bediensteten zu befriedigen.

»Sir, Sie sind fertig«, verkündete Ridley mit der zufriedenen Miene eines Menschen, der höchste Maßstäbe an seine Arbeit legt.

Julian hatte das Gefühl, dass er nun den gleichen ungestümen Enthusiasmus erkennen lassen müsste wie ein ungeduldiges Rennpferd, das es kaum erwarten konnte, aus der Startbox gelassen zu werden. Er enttäuschte nicht gern. Seit frühester Kindheit hatte er sich angestrengt, sämtlichen Erwartungen, die man an ihn stellte, gerecht zu werden. Seien es die von Nanny Flanders – um, was die Wichtigkeit anging, in absteigender Reihenfolge zu beginnen –, die seines Griechischlehrers, seines Vaters, seiner Freunde, seines Kammerdieners oder seiner Mutter. Allein der Gedanke, wieder irgendwelche Erwartungen erfüllen zu müssen, erschöpfte ihn. Er dankte Ridley, leerte in einem Zug seinen Whisky und verließ sein Zimmer, um den Abend in Angriff zu nehmen.

Durch den Glasbogen der Kuppel, die sich über das Treppenhaus wölbte, sah er, wie sich am Himmel rötliche Streifen abzeichneten. Das Geländer war mit einer beeindruckenden Girlande aus Lilien und Rosen geschmückt. Die Kristalltropfen der Lüster glitzerten um die Wette, und die Bronzestatuen glänzten. Die ionischen, kreisbogenförmig angeordneten Säulen auf dem Treppenabsatz im ersten Stock standen stramm, und die Vasen aus Sèvresporzellan funkelten erwartungsvoll in ihren Nischen. Julian gelang es nicht, sich rechtzeitig in den großen Salon zu flüchten. Schon trat Vicky zwischen Rosensträuchern hervor, als hätte sie ihm aufgelauert. Das weiße Kleid mit dem züchtigen

Dekolleté war übersät mit silbernen Pailletten, in denen das Licht spielte. Mit ihren hochgesteckten Haaren sah sie ganz anders aus. Der durch ihre aufrechte Kopfhaltung entblößte Nacken erschien ihm mit einem Mal verletzlich. Als einzigen Schmuck trug seine Schwester eine lange Halskette aus Perlen und Smaragden, die ihre Großmutter ihr zum Geburtstag geschenkt hatte. Die wichtigsten Etappen im Leben einer Frau standen im Zeichen der Farbe Weiß: das Taufkleid, das Chrysanthemenballkleid zur Einführung in die Gesellschaft, das Brautkleid, das Leichentuch ... Die Farbe der Unschuld, vom Morgengrauen bis zur Dämmerung, die ihr wie ein Gütesiegel aufgedrückt wurde.

»Du siehst hinreißend aus, Vicky. Zweifellos bist du eine der charmantesten Debütantinnen dieser Saison. Kompliment.«

Das war seine aufrichtige Meinung. Verdrossen verzog sie den Mund.

»Du musst sie suchen und umgehend nach Hause bringen!«

Seine kleine Schwester, anstatt eingeschüchtert zu sein wie alle jungen Damen, die sich anschickten, ihren triumphalen Eintritt auf den Heiratsmarkt zu feiern, sah ihn funkelnd an.

»Evie ist verschwunden. Niemand weiß, wo sie steckt. Wenn sie bei ihrem Ruf nicht bald wieder auftaucht, wird man sich fragen, was sie wieder für einen Unsinn angestellt hat, und dann werden sich alle Gespräche nur um ihre Eskapaden drehen, das kennen wir ja. Das ist *mein* Fest. Ich will nicht, dass sie es mir verdirbt. Du musst sie unbedingt finden, ich flehe dich an, Julian.«

Wie immer, wenn sie aufgeregt war, knisterten ihre Worte geradezu vor Intensität. Die Wangen purpurrot, hatte das Mädchen plötzlich Tränen in den Augen. Victoria teilte mit ihm das Bedürfnis nach Ordnung. Alles musste an seinem bestimmten Platz sein. In dem Zimmer, das für sie als Atelier umfunktioniert worden war, waren die Kohlestifte, die Pinsel und die Pastellstäbe penibel aufgereiht. Dumm nur, dass sich die Menschen nicht so leicht zähmen ließen.

»Beruhige dich. Sie kann ja nicht weit sein. Wahrscheinlich war sie bei Selfridges und verspätet sich deswegen.«

»Sie ist heute Morgen zu einer dieser verdammten Versammlungen der Suffragetten gegangen, und seither hat sie niemand mehr gesehen. Mama weiß es noch gar nicht. Noch glaubt sie, sie ruhe sich wegen ihrer Migräne aus. Bald werden die ersten Gäste eintreffen ... Man könnte meinen, sie macht es absichtlich. Ich verabscheue sie!«

Vicky ballte die Hände zu Fäusten. Würde sie jetzt gleich aufstampfen, wie sie es als kleines Kind immer getan hatte? Die Neigung seiner Schwestern zu Zornesausbrüchen hatte Julian von jeher fasziniert. Man hätte meinen können, die Zurückhaltung sei, was die Rotherfields anging, ein männlicher Charakterzug. Andererseits konnte er Vicky durchaus verstehen, auf ihr lastete ein großer Druck. Einem ungeschriebenen Gesetz zufolge sollte eine Debütantin binnen sechs Monaten nach ihrer Einführung einen Heiratsantrag bekommen. Andernfalls blieben ihr noch zwei Saisons, um an diesem Wettbewerb teilzunehmen, wenngleich mit verringerten Chancen. Sollte sich jedoch der Misserfolg bestätigen, bliebe ihr nur noch ein Aufenthalt in Indien, um doch noch ein Exemplar dieser raren Spezies zu ergattern, bevor sie endgültig die Schmach erleiden würde, den Stempel eines sitzengebliebenen Mädchens aufgedrückt zu bekommen. Und Vicky hatte bestimmt keine Lust, sich auf eine Schiffsreise in ein so weit entferntes Land zu begeben: Sie verabscheute Schlangen ebenso wie Berufssoldaten.

Vor dem Portal hielt unter dem Klirren der Pferdegeschirre ein Gespann. Stevens begab sich zur Eingangstür, wo ein livrierter Page die beiden Flügel öffnete und einen Schwall des typisch Londoner Parfüms dieses brütend heißen Sommers hereinließ, eine Mischung aus Benzingeruch und dem Aroma von Pferdeäpfeln. Die Schatten wurden länger, aber man hatte die Hochfackeln noch nicht entzündet. Für Julian war dies die schönste Tageszeit, da die Hitze allmählich erträglich wurde. Der richtige

Moment, um in der gedämpften Atmosphäre eines diskreten Clubs einen Drink zu sich zu nehmen oder mit seinen Hunden einen Spaziergang auf dem Land zu machen.

Vicky erinnerte ihn an ein in einer Falle gefangenes Tier.

»Beruhige dich! Ich werde mich auf die Suche nach ihr machen und sie zurückbringen, du wirst sehen. Begrüße du inzwischen deine Gäste.«

Während seine Schwester zu den Eltern in den großen Salon eilte, sprang Julian mit fliegenden Rockschoßen die Treppe hinauf. Als er das obere Stockwerk erreichte, betrat er ohne anzuklopfen Evangelines Zimmer. Diverse Abendkleider hingen nachlässig an Wandhaken und waren über Flechtstühle drapiert, am Boden reihten sich mehrere Paare Satinschuhe. Die Unordnung in den beiden Zimmern, die seine Schwester bewohnte, machte ihn schwindelig. Ihr Reich mit den zarten Farben und anmutigen Möbeln zu schmücken, die ihre Mutter so schätzte, lag ihr völlig fern. Stattdessen hatte sie sich für eine Wandtapete mit exotischen Vögeln in flammenden Farben entschieden, die in ihrer Exzentriz nur noch von den Vorhängen aus tiefroter chinesischer Seide übertroffen wurde. Auf dem gepolsterten Kanapee lagen unzählige Kissen verstreut, Ketten mit künstlichen Edelsteinen hingen an dem Spiegel der Frisierkommode. Eine Fülle wie auf dem Großen Basar von Konstantinopel.

»Evangeline?«, rief er.

Durch die offen stehende Tür des angrenzenden Zimmers sah man ein Himmelbett, dessen weiße Vorhänge zugezogen waren. Durch die geöffneten Fenster drang der ungeduldige Lärm der Stadt herein.

»Evie?«

»Nein, ich bin es, Lord Bradbourne«, antwortete stammelnd das Kammermädchen seiner Schwester.

»Wissen Sie, wo Lady Evangeline ist? Es scheint, als sei sie verschwunden.«

»Sie ist heute früh aus dem Haus gegangen, Sir. Um vier Uhr

hätte sie zurück sein müssen, um sich umzuziehen. Sie hat mich gebeten, ein paar Kleider für sie zurechtzulegen.«

Mit geschwollenen Augen strich das Mädchen nervös über ihre lange weiße Schürze. Rose tat Julian leid. Sie diente Evangeline mit der Ergebenheit, die man von den Hausangestellten erwartete, die einem am nächsten waren. Die einem wichtige Stützen waren in einem Alltag, in dem man immer tadellos gekleidet zu sein hatte, vor allem die Frauen, die nicht selten fünf oder sechs Mal am Tag die Garderobe wechseln mussten, nicht zu vergessen die dazu passenden Accessoires und ausgefeilten Frisuren. Doch die junge Rose wurde immer wieder in größte Bedrängnis gebracht, weil Evie sie schamlos zur Komplizin ihrer Eskapaden machte. Obwohl es seiner Schwester in London untersagt war, ohne eine Anstandsdame – sei es ihr Kammermädchen oder eine verheiratete Freundin – das Haus zu verlassen, verfügte sie nach Belieben über ihre Zeit, indem sie vorgab, in Begleitung zu sein. Ihre Mutter hätte besser daran getan, ihr eine Hausangestellte zur Seite zu stellen, die wesentlich älter war als sie selbst und die sich nicht von ihr einschüchtern lassen würde.

»Wo ist sie hingegangen?«

»Das weiß ich nicht, Sir.«

Zwei rote Flecken prangten auf Roses Wangen. Eine Haarsträhne hatte sich aus ihrer Spitzenhaube gelöst, die sie mit zitterigen Fingern wieder zurückschob.

»Lady Victoria hat von einer Suffragettenversammlung gesprochen. Hat sie Ihnen gesagt, wo sie stattfinden sollte?«

»Nein, Sir, aber ...«

»Es reicht jetzt, Rose! Bestimmt wissen Sie, wohin sie heute Morgen gegangen ist.«

»Ich musste Lady Evangeline versprechen, nichts zu sagen.«

»Und ich verlange das Gegenteil. Wir haben bereits genug Zeit vertan. Sie könnte einen Unfall gehabt haben. Sie wissen ganz genau, dass diese Versammlungen meistens in einer Schlägerei ausarten. Die Zeitungen sind voll von Berichten darüber.«

»O Gott!« Rose schlug sich die Hand vor den Mund. »Aber Sie glauben doch nicht ...«

»Ich höre.«

Sie zögerte noch immer, während sie von einem Fuß auf den anderen trat, konnte jedoch Julians zornigem Blick nicht lange standhalten.

»Bermondsey«, stieß sie zwischen zusammengepressten Zähnen hervor.

»Lady Evangeline ist nach Bermondsey gegangen? Das ist doch nicht möglich.«

»Ich fürchte doch, Sir. Irgendwo steht es sogar geschrieben. Ach ja, hier«, fügte sie hinzu und reichte ihm eine Broschüre. Julian überflog den Inhalt. Es handelte sich um den Aufruf, an einer Protestkundgebung für das Wahlrecht der Frauen teilzunehmen, die in einem Arbeiterviertel von zweifelhaftem Ruf stattfand.

Julians Ärger wich Besorgnis. Die Elendsbehausungen von Jacob's Island hatten sich, seit Charles Dickens sie in seinem Roman beschrieben hatte, gewiss nicht wesentlich verändert.

In diesem Viertel waren Manufakturen der Lebensmittelindustrie, Fabriken und Lagerhallen angesiedelt. Nicht selten traf man dort wütende Arbeiter. Seit mehr als einem Jahr gärten gefährliche soziale Spannungen im ganzen Land. Streiks breiteten sich aus wie eine Seuche. In diesem Juni war die Situation in den Hafenzentren wie zum Beispiel Southampton besonders kritisch geworden. In Hull war es zu Brandstiftungen und Plünderungen gekommen. Einer der Stadträte war, obwohl er selbst die Ereignisse der Pariser Kommune miterlebt hatte, völlig verblüfft angesichts des Spektakels, das die zerzausten, halbnackten Frauen boten, die plündernd durch die Straßen zogen. Hinter vorgehaltener Hand sprachen manche von einer Revolution. Während die Profite stiegen und die Preise explodierten, wollten die Arbeiter ebenfalls ihren Anteil am wirtschaftlichen Aufschwung haben. Sie forderten Lohnerhöhungen, wobei der Kern ihrer Forderungen



gen ein anderer war: das tief empfundene Gefühl, ungerecht behandelt zu werden. Etwas, was Julian vollkommen nachvollziehen konnte, ebenso wie ihm die möglichen Folgen klar waren. Er hatte eine böse Vorahnung.

Ohne noch eine Sekunde zu zögern, ließ er sich seinen Zylinder und seine Handschuhe geben und rannte die Dienstbotentreppe hinab, um den eintreffenden Gästen aus dem Weg zu gehen.



Das wird sie mir niemals verzeihen, sagte sich Evangeline.

Sie saß auf einer Holzpritsche und hielt die Knie umschlungen, um sich nicht an die schmutzige Mauer lehnen zu müssen. Zum wiederholten Mal vergewisserte sie sich, dass keine Kakerlaken in der Nähe waren; bestimmt wimmelte es unter den Dielen davon. Ein Schauer überlief sie. Sie wusste zwar nicht genau, wie spät es war, konnte aber an dem schwachen Lichtschein in der vergitterten Fensteröffnung erkennen, dass es langsam Abend wurde. Bestimmt war Vicky außer sich vor Wut. Beim Frühstück hatte sie sie misstrauisch gemustert, ihre Garderobe genau in Augenschein genommen und sie mit Fragen gelöchert. Wenn es nach ihrer Schwester gegangen wäre, hätte sie sie den ganzen Tag in ihrem Zimmer eingesperrt, um sicherzustellen, dass sie auf die Minute genau erschien, von Kopf bis Fuß dem Anlass gebührend in Schale geworfen. Vicky hasste Überraschungen. Ich bin schon eine Zumutung für die Arme, dachte Evie, die zwischen Belustigung und Angst schwankte.

Es war das erste Mal, dass sie sich auf einer Polizeiwache wiederfand. Der Stolz, den sie empfunden hatte, als man sie zusammen mit ihren Leidensgenossinnen grob in diese Zelle gestoßen hatte, war im Laufe der Stunden verflogen. Evie löste die obersten Knöpfe am Kragen ihrer hochgeschlossenen Bluse, der ihr an der Haut klebte. Aber es war nicht nur die Hitze, die sie bedrückte. Obwohl sie diese Erfahrung zum ersten Mal machte,

hatte sie den Eindruck, eine unsichtbare Grenze überschritten zu haben; zum ersten Mal fühlte sie sich von den Ereignissen überwältigt. Niedergeschlagen legte sie die Stirn auf die angezogenen Knie.

Vicky würde nicht die Einzige sein, die in Wut geriet. Ihr Vater würde ihr eine gehörige Strafpredigt halten. Ein Patriarch, wie er im Buche stand, konnte er eine große Güte an den Tag legen, aber auch eine exemplarische Strenge. Er bemühte sich, gerecht zu sein, doch seine älteste Tochter brachte ihn regelmäßig aus der Fassung. Vor ihm stehend hörte sie sich seine Vorwürfe an, ohne den Blick zu senken. Stolz. Zu stolz, wie böse Zungen meinten. Von jeher rief sie bei ihm ein Gefühl der Ratlosigkeit hervor, in die sich Erschöpfung und Kummer mischten. Und sie, die es hasste, ihren Liebsten Kummer zu bereiten, schien genau dazu verdammt zu sein. Aus dem schelmischen Mädchen war eine aufsässige junge Frau geworden. »Du bist wie deine Mutter!«, hatte Lord Rotherfield einmal vorwurfsvoll gesagt.

Evie hatte Nanny Flanders das Leben schwer gemacht und den Erzieherinnen aus Deutschland und Frankreich, die ihr ihre jeweilige Muttersprache beibringen sollten, graue Haare beschert. Seit ihrer offiziellen Einführung bei Hofe zwei Jahre zuvor hatte sie einen tiefen Eindruck hinterlassen, allerdings nicht so, wie ihre Eltern es sich wünschten. Obwohl der *Tatler* sie zur »bemerkenswertesten Debütantin der Saison« gekrönt hatte, weigerten sich gewisse Witwen, sie zu ihren Empfängen einzuladen. Man dachte, sie wolle mit ihren unüberlegten, spontanen Handlungen nur provozieren, um sich wichtigzumachen. Sie verfügte über genügend Selbstachtung, dass sie es nicht nötig hatte, sich aufzudrängen und einen Skandal heraufzubeschwören. Im Grunde verzichtete sie nur auf das, was sie ohnehin als fad und monoton erachtete. Kurzum auf alles, wofür ihr neuer König stand.

Die älteste Tochter des Earl of Rotherfield dankte dem Himmel, in eine Zeit hineingeboren zu sein, in der die Menschen wie von einem allgemeinen Taumel ergriffen waren. Sie liebte

die Überspanntheit, den Fortschrittsgeist, die Geschwindigkeit, die Lebenslust, die strahlenden Farben der Ballets Russes, das Kino, die gewürzten Speisen, die synkopischen Rhythmen des Ragtime, die Fülle an Zeitungen, die künstlerische Kreativität, die Intensität eines van Gogh genauso wie die Sinnlichkeit eines Gauguin, die die verblüfften Engländer ein Jahr zuvor während einer noch nie da gewesenen Ausstellung entdeckt hatten. Sie liebte es, in einem Automobil mit voller Geschwindigkeit dahinzubrausen, das pikierte Augenbrauenhochziehen steifer Damen, wenn sie in einem Kleid von Paul Poiret erschien, dem genialen französischen Modeschöpfer, der die Frauen gerade erst vom Korsett befreit hatte. War es nicht eine Wohltat, endlich aus voller Lunge atmen zu können? Evie kannte nur einen Feind. Das war die Langeweile, und sie hatte ihr schon lange den Kampf angesagt. Dennoch gab es bei ihr, wenn sie mal wieder über die Stränge geschlagen hatte, Momente der Niedergeschlagenheit, in denen sie sich fragte, ob es nicht doch möglich war, sich auszu- leben und gleichzeitig die Schicklichkeit zu wahren. Dann beneidete sie jene Freundinnen, die ihr Glück darin fanden, die Spielregeln zu befolgen. Wie ihre Schwester zum Beispiel, die nie schummelte, nicht einmal beim Kartenspiel.

»Was ist los mit dir, Evangeline?«, hörte sie plötzlich jemanden in ironischem Ton sagen. »Du hast doch behauptet, dass du alles mit uns zusammen durchstehen möchtest, aber besonders froh wirkst du nicht gerade. Womöglich glaubst du, dass es nicht die Mühe wert ist ...«

»Nein, ganz und gar nicht! Aber dass dieser schmutzige Ort nach meinem Geschmack ist, kann ich auch nicht behaupten.«

Penelope March beobachtete sie mit der ihr eigenen spöttischen Miene, die Evie irritierte und zugleich anstachelte. Die Gefängniswärter hatten ihr die langen Haarnadeln abgenommen, die ihre rote Mähne zurückgehalten hatten. Die Grundschullehrerin hatte sich mit den bloßen Fingern mehr schlecht als recht die Haare gekämmt. Die Masse ihrer ungebändigten Haare ließ

ihr spitzes Gesicht mit dem ein wenig zu prägnanten Kinn weicher erscheinen. Sie ist ja fast hübsch, dachte Evangeline erstaunt.

Sie kannten sich seit einem Jahr. Penelope hatte sie auf Anhieb beeindruckt. »Es ist alles eine Frage des Willens«, erklärte sie jetzt. »Man bekommt nicht das, was man verdient, sondern das, was man will.« Evie stimmte ihr zu, beneidete Penelope jedoch um ihre Entschlossenheit. Sie selbst schrieb bisweilen ihre guten Absichten mit der gleichen Lässigkeit in den Wind wie die guten Vorsätze, die sie an Neujahr fasste. Unglücklicherweise verhielt sie sich auch bei ihren Freundschaften so. Mit Ausnahme des elitären Kreises ihrer engsten Freunde, einer Handvoll schicker junger Frauen und Männer, die von den Gesellschaftskolumnisten »Die Bewundernswerten« getauft worden waren, machte Evie kurzen Prozess, wenn jemand sie langweilte. »Sicher ist nur, wer zweifelt«, pflegte sie zu sagen, wenn ein von ihr abgewiesener Bewerber ihr vorwarf, distanziert und gedankenlos zu sein. Ihre Gefühle entflamten sehr schnell, doch die Flamme brannte nicht lange, denn die Beständigkeit war nicht gerade ein Charakterzug von ihr. Sie ärgerte sich, dass Penelope sie durchschaut hatte.

»Hör auf zu jammern, Mary!«, sagte Penelope genervt zu einer ihrer Kameradinnen. »Wenn du dir Sorgen um deine Kinder machst, hättest du eben zu Hause bleiben müssen. Man muss sich entscheiden: entweder für die Sache kämpfen, damit deine Töchter in Zukunft davon profitieren, oder zu Hause mit Puppen spielen.«

»Du bist ganz schön hart, Penny.«

»Sei nicht ungerecht«, schaltete sich Evie ein, der der Schweiß den Rücken hinablief. »Ihre Kleinste ist erst ein paar Monate alt.«

»Na und? Ich kenne viele Mütter, die das Gefängnis auf sich nehmen, ohne sich zu beklagen.«

Mary wischte die Tränen weg und bemühte sich, ihre Fassung wiederzuerlangen. Penelope hatte immer die gleiche Wirkung auf die anderen Frauen in ihrer Umgebung: Jede versuchte, ihren

Ansprüchen gerecht zu werden, ohne sich jedoch zu erniedrigen, als wäre ihre Anerkennung eine Art Tapferkeitsmedaille auf dem Schlachtfeld. Keine der britischen Suffragetten, die von der gebieterischen Mrs Emmeline Pankhurst und deren Tochter Christabel angeführt wurden, konnte sich diesem Kampfgeist und dem Bewusstsein, eine Art Kreuzzug für eine gute Sache zu führen, entziehen.

Als sie sich zum ersten Mal im Pfarrhaus von Pater Williams begegnet waren, hatte Penelope sie von Kopf bis Fuß gemustert, und Evie meinte, ihre Gedanken lesen zu können. »Noch so ein albernes Gäschen, das sich ein gutes Gewissen kaufen möchte ...« Evie opferte einen Nachmittag in der Woche für wohlthätige Zwecke. Sie half dem alten Pfarrer, Spenden zu sammeln und Essensmarken auszuteilen. Das Geld dafür spendeten mildtätige Seelen aus Mayfair, die den armen Familien von Bermondsey etwas Gutes tun wollten. Dieses soziale Engagement war ein Grundpfeiler der edwardianischen Gesellschaft. Die Privilegierten betrachteten es als ihre heilige Pflicht, sich um die Schwächsten zu kümmern. Pater Williams wiederum war ein frommer Mann, dem nichts so sehr am Herzen lag wie das Seelenheil seiner Gemeindemitglieder, die sich gezwungenermaßen seine Moralpredigten und Ermahnungen zur Mäßigung anhören mussten. Nur so kamen sie in den Genuss von Tee, Zucker, Brot und manchmal, wenn das Glück ihnen lachte, sogar von Fleisch.

»Sei doch nicht so streng«, sagte Evie nochmals. »Die arme Mary ist nun mal nicht für ein Leben hinter Gittern geschaffen. Selbst dein großes Idol Christabel mag das nicht.«

»Christabel hat Besseres zu tun, als ihre wertvolle Zeit im Gefängnis zu vergeuden. Es ist wichtig, dass sie in Freiheit ist, um uns zu inspirieren und anzuführen.«

»Trotzdem verabscheut sie es, eingesperrt zu sein, das kannst du ruhig zugeben. Sie hat nun mal nicht die Nerven, Einsamkeit und mangelnden Komfort zu ertragen.«

»Wie kannst du es wagen, so etwas zu sagen!«, erwiderte Pe-

nelope wütend. »Sie hat bereits einen hohen persönlichen Preis bezahlt, ohne sich je zu beklagen. Sie weiß, dass das Gefängnis ein notwendiges Übel ist in unserem Ringen darum, uns bei den Politikern endlich Gehör zu verschaffen. Die halten uns schließlich seit Jahren zum Narren.«

»Ja, unter der Bedingung, dass die anderen es ihr gleichtun. Ihre Mutter, ihre Schwestern, oder Frauen wie du. Die beiden hätten gern lauter Märtyrer, die sie als politische Waffe benutzen können, aber vielleicht ist Mary nicht dazu geboren, sich aufzuopfern, nicht wahr, meine Liebe? Was ihre Hingabe an die Sache in keiner Weise mindert«, fügte Evie hinzu, wofür sie ein dankbares Lächeln erntete. »Wir ziehen alle am selben Strang, auch wenn wir nicht gleich stark sind. Aber Christabel und du, ihr könnt einfach nicht anerkennen, dass wir unterschiedlich sind. Diesen Vorwurf müsst ihr euch gefallen lassen.«

Penelope verschränkte die Arme vor der Brust. Sie hegte eine nahezu abgöttische Verehrung für Christabel Pankhurst, die Gallionsfigur der Women's Social and Political Union —der »Vereinigung für die sozialen und politischen Rechte der Frauen« –, die ihre Mutter 1903 gegründet hatte. Das war der militante Flügel der Suffragetten. Es gab weitere Organisationen, die eine gemäßigtere Vorgehensweise bevorzugten, die lieber durch Argumente als durch Aktionen überzeugen wollten. Doch wer es wagte, die geringste Kritik an der feurigen Christabel vorzubringen, rief Penelopes Zorn hervor. Ihre Heldin vereinte feminine Anmut mit Scharfsinn und Schlagfertigkeit und der Fähigkeit zur messerscharfen intellektuellen Analyse. »Christabel denkt wie ein Mann«, hieß es, was man, wenn man wollte, als Kompliment begreifen konnte.

Zum ersten Mal ließ sich Jane Dickinson vernehmen. »Man darf nie eine Schwäche zeigen«, sagte sie. »Unsere Feinde behaupten, dass unser Gehirn kleiner ist als das der Männer und dass wir weder über die intellektuellen Fähigkeiten verfügen, um die Politik zu verstehen, noch den Mut, unsere Überzeugun-

gen durchzusetzen. Deswegen müssen wir bereit sein, sowohl eine Gefängnisstrafe als auch Arbeitskämpfe und Hungerstreik in Kauf zu nehmen. Letzteres ist die Waffe, die sie am meisten fürchten.«

Jane war die Vierte im Bunde. Mit ihren eins fünfzig hatte sie eine Vorliebe für Kleider in schrillen Farben, mit denen sie Aufmerksamkeit erregte.

»So sehr auch wieder nicht, denn die Armen werden zwangsernährt«, entgegnete Mary. »Das kann ich euch sagen: Ich für meinen Teil habe nicht die Absicht, eine solche Prüfung zu bestehen. Ich muss mir meine Gesundheit meiner Kinder wegen bewahren.«

Penny maß sie mit einem abschätzigen Blick. »Du armes Ding! Gib halt zu, dass du Angst hast. Um einen moralischen Sieg zu erreichen, müssen wir nun mal körperliche Opfer bringen. Der Hungerstreik ist eine symbolische Waffe. Die Männer glauben, dass die Stärke Englands auf der Geburtenrate beruht. Wenn wir, potenzielle Mütter, uns weigern, Nahrung aufzunehmen und uns fortzupflanzen, ist das Empire dem Untergang geweiht. Eine Vorstellung, die sie zutiefst erschreckt.«

»Wie auch immer, niemand zwingt dich zu etwas«, sagte Jane in beruhigendem Ton zu Mary. »Es gibt keinerlei Grund, warum man uns zu einer Gefängnisstrafe verurteilen sollte. Wir haben weder etwas in Brand gesetzt noch eine Scheibe eingeworfen. Sie haben uns vorübergehend eingesperrt, um uns eine Lektion zu erteilen. Man wird uns kaum zur Last legen können, dass wir mit Spruchbändern durch die Straßen gezogen sind.«

»Doch – Störung der öffentlichen Ordnung«, warf Evie verdrossen ein. »Das ist dem Gesetz nach strafbar, oder nicht?«

»Pah, der Richter hat keine Zeit, sich mit solchen Lappalien herumschlagen!«, sagte Penny. »Wenn wir uns davon abhalten ließen, hätten wir nie eine Chance zu erreichen, was wir wollen. All die Jahre über haben sich die Frauen damit begnügt, Teegesellschaften abzuhalten oder mit Spruchbändern im Hyde



Park herumzustolzieren. Sie meinten, sie könnten die Politiker auf diese Weise überzeugen, dass wir verantwortungsbewusst und würdig genug sind, um gleichberechtigt behandelt zu werden. Und was hat dieser Pazifismus gebracht? Rein gar nichts. Es brauchte den Mut einer Emmeline Pankhurst, um den Stier bei den Hörnern zu packen. Diese Frau hätte es verdient, in Stein verewigt zu werden.«

»Und Christabel einen Triumphbogen!«, sagte Evie ironisch.

Sie hatte Durst. Es war so stickig in der Zelle, dass man kaum Luft bekam. Wenn sie nur nicht ohnmächtig wurde! Dann würde Penny sich mal wieder bestätigt fühlen, die sie ohnehin für einen Schwächling hielt. Sie spürte, dass sie ihre Kampfgenossin wieder einmal verärgert hatte. Ihre Freundschaft hatte etwas Irrationales. Sie kamen aus zwei unterschiedlichen Welten. Penny aus der Mittelklasse mit ihrem in der viktorianischen Ära gründenden Verhaltenskodex und festen Glauben an ein England, das über ein Empire herrschte, in dem die Sonne nie unterging; Evie aus einem Milieu, in dem einem ein großes Vermögen ein sorgloses Leben voller schillernder Fantasie ermöglichte. Sie waren nicht dazu geschaffen, sich zu verstehen, die eine hingegeben an eine Sache, die sie wie ein heiliges Amt ausübte, während die andere viel ungezwungener daran teilhatte – mit der gleichen Unbekümmertheit, mit der sie den Festlichkeiten der mondänen Welt und der winterlichen Parforcejagd frönte und dem ganzen Reigen an Vergnügungen, der ihrem Leben eine Struktur gab. O Gott, Vicky!, dachte Evie mit einem Anflug von Panik.

Das knirschende Geräusch eines Schlüssels, der im Schloss gedreht wurde, war zu hören. Die jungen Frauen standen auf und drückten sich an die Mauer. Der Wärter musterte sie irritiert.

»Lady Evangeline Lynsted<sup>1</sup>?«

---

1 Nach alter britischer Adelsitte trägt der älteste Sohn und Erbe des Earl of Rotherfield einen anderen Titel als dieser, während Julians Geschwister mit Nachnamen Lynsted heißen.



Theresa Révay

**Der letzte Sommer in Mayfair**

Roman

Taschenbuch, Broschur, 576 Seiten, 11,8 x 18,7 cm

ISBN: 978-3-442-47841-5

Goldmann

Erscheinungstermin: Februar 2013

Das bewegende Schicksal zweier englischer Adelsfamilien in einer Zeit großer Veränderungen

England 1911. Im vornehmen Londoner Stadtteil Mayfair laden Lord und Lady Rotherfield zum glanzvollen Debütantinnenball ihrer Tochter Victoria. Hinter den Kulissen jedoch brodet es: Die Arbeiter rebellieren, der Hochadel verliert an Einfluss. Victorias Schwester Evangeline unterstützt die Sufragetten und landet im Gefängnis; und Edward, der jüngste Spross der Rotherfields, ist ein Frauenheld und begeisterter Wettkampf-Flieger. Ausgerechnet an seinen Konkurrenten, den Franzosen Pierre, verliert Evangeline ihr Herz. Wird ihre Liebe diese bewegten Zeiten und den aufziehenden Weltkrieg überstehen können?